

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt

14 (23.2.1847)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 23. Februar 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

N^{ro}. 14.

Richter und Geliebte.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die unerkannte Sophie nahm sich der ungerecht beschuldigten Sophie an, und ließ kein Mittel unversucht, ihren Liebhaber dahin zu bringen, seine Geliebte nicht eher so hart zu beurtheilen, bis er hinlänglich von ihrer Schuld überzeugt sei. Noch fügte sie hinzu, daß sie den größten Antheil an seinem Schmerz nehme und Alles thun werde, ihn zu lindern. Um ihm davon stärkere Beweise, als bloße Worte zu geben, that sie ihm den Vorschlag, sich ganz zu den engern Freunden ihres Kreises zu zählen, und versprach: sobald sich nur eine Gelegenheit zeige, allen ihren Kredit beim Kaiser anzuwenden, um ihn von den Verfolgungen der Eltern Sophiens und des Vicekönigs zu befreien.

Obgleich Don Carlos die Anerbietungen des Don Fernando freudig annahm, konnte nichts ihn bewegen, Sophie in seinen Augen nicht weniger strafbar erscheinen zu lassen. Noch am nämlichen Tage sprach die treue Geliebte mit dem Anführer der Truppen, unter welchen Don Carlos sich befand, und bat ihn, ihr diesen jungen Cavalier zu überlassen, den sie für ihren Verwandten ansah.

Nun befand sich also unser unglücklicher Liebhaber auf's Neue im Dienste seiner Geliebten, die er todte oder untren glaubte. Vom ersten Augenblicke an war es ihm wohl bei dem, welchen er als seinen Herrn erkannte, und kaum war es ihm selbst begreiflich, wie er sich Liebe und Zutrauen in so kurzer Frist konnte erworben haben. Er war zu gleicher Zeit sein Intendant, sein Secretair und sein Vertrauter. Die andern Diener bezeugten ihm fast dieselbe Ehrfurcht, welche sie dem Don Fernando erwiesen, und er würde sich ohne Zweifel sehr glücklich in der Liebe eines Herrn gefühlt haben, zu dem ihn ein geheimes Etwas unwiderstehlich hinzog, wenn nicht der Gedanke an seine verlorene, an seine ungetreue Sophie ihn unaufhörlich beschäftigt und über sein ganzes Wesen eine solche Schwermuth verbreitet hätte, welche selbst die Liebfosungen des Don Fernando und seine äußere bessere Lage nicht verschleuchen konnten.

Bei aller Zärtlichkeit, die Sophie für ihn besaß, gewährte es ihr doch oft eine heimliche Freude, ihn so niedergeschlagen zu sehen, da sie nicht zweifeln konnte, die Ursache dieser Traurigkeit zu seyn. Sie sprach so häufig mit ihm von Sophien, rechtfertigte oft mit so vielem Eifer, ja sogar manchmal mit Bitterkeit die, welche Don Carlos für treulos hielt, daß er glauben mußte, daß Don Fernando, der ihn immer auf denselben Gegenstand zurückführt, vielleicht früher selbst in Sophien verliebt gewesen sei, oder sie noch liebe.

Der Krieg in Afrika war beendet. Der Kaiser führte sein Heer nun nach Deutschland, Italien, Flandern und in mehrere Gegenden. Unter dem Namen von Don Fernando vermehrte unsere Amazone ihren Ruf als tapferer und erfahrener Feldherr durch vielfache Tüchte des Muths und der Klugheit.

Als der Kaiser genöthigt war, den König von Frankreich um freien Durchzug durch seine Staaten von Flandern zu erwirken, wollte der große König, welcher damals regierte, den Feind an Großmuth übertreffen, der ihm an Glück oft

überlegen gewesen war. Karl V. wurde in Paris empfangen, als wenn er selbst König von Frankreich gewesen wäre. Der schöne Don Fernando gehörte zu der kleinen Zahl der Ausgewählten, welche ihn begleiteten. Während dieser Zeit starb der Vicekönig von Valencia in Spanien. Don Fernando, auf sein Verdienst und die Neigung seines kaiserlichen Herrn trauend, wagte die Bitte um diesen so bedeutenden Posten und erhielt ihn, ohne Neid bei den Andern zu erregen. Sobald es nur möglich war, machte er den Don Carlos mit seiner neuen Würde bekannt und gab ihm die Hoffnung, daß er, sobald er Besitz davon genommen hätte, Alles versuchen würde, ihn mit den Eltern Sophiens auszuföhnen, vom Kaiser seine Begnadigung zu erhalten und ihn wieder in den Besitz seiner Güter zu bringen. Wäre Don Carlos eines Trostes fähig gewesen, so würden diese schönen Versprechungen ihn erleichtert haben; aber der Kummer um seine verlorne Liebe war zu tief. Der Kaiser kam bald in Spanien an, begab sich geradesweges nach Madrid, und Don Fernando nahm Besitz von seiner neuen Stelle.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Valencia reichten die Eltern der Sophie eine Klage gegen Don Carlos ein, welcher beim Vicekönig die Stelle eines Intendanten und Obersecretairs bekleidete. Der Vicekönig versprach ihnen Gerechtigkeit für ihre Sache und dem Don Carlos Bertheiligung seiner Unschuld. Man zog neue Erkundigungen über ihn ein, verhörte Zeugen zum zweiten Male. Sophiens Eltern, angetrieben durch den Schmerz, welchen sie noch immer über den Verlust der Tochter empfanden, beschleunigten die Sache so sehr, daß es binnen fünf oder sechs Tagen zum Ausspruche kommen mußte. Sie verlangten vom Vicekönig, den Beklagten in's Gefängniß bringen zu lassen. Er gab ihnen sein Ehrenwort, daß er nicht aus seinem Palast gehen sollte, und bestimmte den Tag zur Entscheidung. Am Vorabende dieses unglücklichen Tages, auf den ganz Valencia die Augen gerichtet hielt, bat Don Carlos den Vicekönig um eine Privat-Audienz, welche ihm auch zugestanden wurde. Er warf sich ihm zu Füßen und redete ihn folgendermaßen an: „Morgen, gnädigster Herr, ist der große Tag, an dem Sie der ganzen Welt meine Unschuld sollen zu erkennen geben. Obgleich die Zeugen, welche ich habe verhören lassen, mich gänzlich von dem Verbrechen freisprechen, dessen man mich anklagt, komme ich, es Euer Hoheit noch einmal zu beschwören, als wenn ich vor Gott dem Allmächtigen selbst stände, daß ich nicht allein Sophien nicht entführt habe, sondern daß ich sie auch den ganzen vorhergehenden Tag nicht gesehen, noch Nachricht von ihr gehabt habe. Es ist wahr, daß ich die Absicht hatte, sie zu entführen, aber ein Unglück, das mir bis jetzt dunkel geblieben ist, ließ sie zu meinem und ihrem Unglück verschwinden.“

„Genug, Don Carlos,“ erwiderte der Vicekönig, „lege Dich ruhig schlafen. Ich bin Dein Herr und Freund, und besser von Deiner Unschuld unterrichtet, als Du es denkst. Selbst wenn ich hätte daran zweifeln können, dürste ich nicht zu scharf in meinen Untersuchungen seyn, weil Du in meinem Hause und von meinem Hause bist, und mir nur unter dem Versprechen folgest, daß ich Dich schützen würde.“

Don Carlos dankte einem so gütigen Herrn mit aller Beredsamkeit, die in seiner Macht war. Er wollte sich zur

Ruhe begeben; aber die Ungeduld, welche er in seinem Innern fühlte, nun völlig freigesprochen zu werden, vergönnte ihm keinen Schlaf. Mit dem Anbruche des Tages stand er von seinem Lager auf und begab sich, sorgfältiger als gewöhnlich gekleidet, in das Zimmer seines Herrn. Der Vicekönig ward ihn nicht sobald gewahr, als er ihm Vorwürfe machte, zu früh aufgestanden zu seyn, da die Schlaflosigkeit gewöhnlich ein schwerbeladenes Gewissen andeute. Don Carlos antwortete, daß nicht die Furcht schuldig befunden, sondern die Hoffnung, nun bald durch den richterlichen Ausspruch seines Herrn von den Verfolgungen seiner Feinde befreit zu werden, ihn am Schlafe gehindert hätte.

„Wahrlich,“ entgegnete der Vicekönig, „ich finde Sie sehr ruhig an dem Tage, da man über Ihr Leben richten wird. Jedesmal wenn ich mich über Sophien mit Ihnen unterhalte, sprechen Sie mit weniger Wärme und mehr Gleichgültigkeit von ihr, als ich, und doch beschuldigt man mich nicht wie Sie, von ihr geliebt worden und schuldig an ihrem Tode gewesen zu seyn. Sie versicherten mich, sie geliebt zu haben, und doch wünschen Sie das Leben nach einem solchen Verluste und versäumen kein Mittel, sich von aller Schuld freigesprochen zu sehen, um es in aller Ruhe und Gemächlichkeit fortführen zu können. Unbeständiger Mann! Wahrscheinlich hat eine andere Flamme die Liebe zu Sophien schon in Ihrem Busen erlöschern lassen, die Sie treu darin hätten bewahren sollen, da sie Ihnen ganz gehörte und Alles für Sie opfern und wagen wollte.“

Bestürzt über diese Worte, wollte Don Carlos etwas darauf erwidern, aber der Vicekönig ließ ihm nicht Zeit.

„Schweigt!“ setzte er strenge hinzu, „und spart Eure Beredsamkeit für Eure Richter, ich darf mich nicht davon bestechen lassen, und werde nicht aus Liebe für einen meiner Untergebenen dem Kaiser eine schlechte Meinung von meiner Gerechtigkeitsliebe geben. Man versichere sich seiner Person,“ sagte er, indem er sich zur Wache wandte. „Was bürgt mir dafür, daß der, welcher schon einmal seinem Gefängnisse entsprungen ist, nicht abermals sein Glück in der Flucht suche.“

Der Hauptmann der Wache bemächtigte sich alsobald seines Degens.

Alle Gegenwärtigen waren von Mitleid ergriffen, als sie Don Carlos bleich und vernichtet dastehen sahen. Während er es im Innern bereuete, nicht mehr Mißtrauen in den Wankelmuth der Launen großer Herren gesetzt zu haben, traten die Richter in den Saal und nahmen ihre Plätze ein, nachdem der Vicekönig sich auf den seinigen begeben hatte. Der italienische Graf, welcher sich noch in Valencia befand, und die Eltern der Sophie fanden sich gleichfalls ein und stellten ihre Zeugen gegen den Angeklagten, der kaum den Muth, zu antworten, zeigte. Man forderte von ihm die Anerkennung der Briefe, welche er Sophien geschrieben hatte, ließ die Nachbarn und Bedienten des Hauses in seiner Gegenwart abhören, und endlich brachte man den Brief, welchen Sophie am Tage ihrer Flucht zurückgelassen, als den stärksten Beweis gegen ihn vor.

Der Beklagte ließ seine Bedienten verhören, welche bezeugten, daß ihr Herr in derselben Nacht noch im Hause geschlafen habe. Er schwor, Sophien nicht entführt zu haben, und stellte den Richtern vor, daß, wenn er wirklich seine Abficht ausgeführt hätte, er sich doch nicht wieder von ihr getrennt haben würde. Nun beschuldigte man ihn, sie getödtet und den Pagen zum Mitschuldigen seines Verbrechens gemacht zu haben. Alles wartete auf den Urtheilspruch. Jede Stimme schien ihr Schuldig aussprechen zu wollen. Da befahl der Vicekönig ihm, sich zu nähern.

„Unglücklicher Don Carlos,“ hob er an, „nach allen Beweisen der Liebe, welche ich Dir gegeben habe, darfst Du

wohl glauben, daß wenn ich Dich schuldig gewähnt hätte, ich Dich nicht nach Valencia gebracht haben würde. Jetzt ist es mir aber unmöglich, Dich nicht zu verdammen, wenn ich nicht die erste öffentliche Ausübung meiner Gewalt durch eine Ungerechtigkeit beginnen will. Urtheile von dem Schmerz, welchen mir Dein Unglück macht, durch die Thränen, welche ich nicht im Stande bin zurückzuhalten. Man könnte es versuchen, die Parteien zu vergleichen, wenn sie von geringerm Stande und nicht so sehr von Haß gegen Dich besetzt wären. Wenn Sophie nicht selbst erscheint, um Dich zu rechtfertigen, bleibt Dir nichts anders übrig, als Dich zum Tode zu bereiten.“

Verzweiflungsvoll warf sich Don Carlos zu den Füßen des Vicekönigs. „Gnädigster Herr,“ sagte er, „Sie werden nicht vergessen haben, daß von dem Augenblicke an, da ich in Afrika in Ihre Dienste trat, ich jedesmal, da Ew. Hoheit mich aufforderten, Ihnen den schmerzvollen Inhalt meiner Begebenheiten zu erzählen, ich ihn auf dieselbe Weise darstellte. Ist es nun zu glauben, daß in so entfernten Ländern ich einem Herrn, der mir so viele Beweise seiner Liebe gab, verschwiegen haben würde, was ich hier vor einem Richter läugnen müßte. Wahrhaftig bin ich gegen Sie gewesen, als gegen meinen Gott und noch einmal wiederhole ich Ihnen, daß ich Sophie liebte und anbetete.“

„Sage, daß Du sie verabscheust, Undankbarer,“ unterbrach ihn der Vicekönig, zum Erstaunen der Anwesenden.

„Ich bete sie an,“ wiederholte Don Carlos, „ich habe versprochen, sie zu heirathen,“ fuhr er fort, „und bin mit ihr übereingekommen, sie nach Barcelona zu führen. Aber wenn ich sie wirklich entführt habe, wenn ich weiß, wo sie sich verbirgt, will ich gleich des grausamsten Todes sterben. Ich kann dem Tode nicht entgehen; aber ich werde unschuldig sterben, wenn das kein Verbrechen ist, ein unbeständiges, treuloses Mädchen mehr als mein Leben geliebt zu haben.“

„Aber,“ versetzte der Vicekönig, vor Wuth glühend, „was ist aus diesem Mädchen und Deinem Pagen geworden? Sind sie in den Himmel gefahren oder haben sie sich unter der Erde verborgen?“

„Der Page war einschmeichelnd,“ erwiderte Don Carlos, „sie war schön. Er war ein Mann, sie ein Weib.“

„Verräther,“ rief der Vicekönig, „wie sehr enthüllt Du hier Deinen elenden Verdacht und die wenige Achtung, welche Du für die unglückliche Sophie hattest. Verflucht sei das Weib, welches den Versprechungen der Männer trauet, und sich durch ihre Leichtgläubigkeit Berachtung zuzieht; Sophie war weder ein Weib von gemeiner Tugend, noch Dein Page Claudio ein Mann. Sophie war ein treues Mädchen und Dein Page ein verworfenes, weibliches Geschöpf, welches aus Leidenschaft zu Dir, Sophien Dir entriß, die sie nachher als eine niedere Nebenbuhlerin verrieth. Ungerechter, undankbarer Liebhaber, sieh in mir Sophien, welche ungläubliche Qualen für einen Mann erduldet hat, der nicht verdiente, so geliebt zu werden, und der sie der größten Schändlichkeit fähig glaubte.“

Hier versagten Sophien die Worte. Ihr Vater, welcher sie wieder erkannte, schloß sie in seine Arme. Die Mutter fiel bewußtlos an der einen, Don Carlos an der andern Seite nieder. Sophie entzog sich den Umarmungen ihres Vaters, um Beiden zu Hülfe zu eilen. Kaum wußte sie, als die Ohnmächtigen sich erholten, zu wem sie sich wenden sollte. Die Mutter benezte das Gesicht der Tochter mit heißen Thränen. Sophie lag weinend in ihrer Umarmung. Dann eilte sie auf den Geliebten zu und schloß ihn mit aller nur erdenklichen Zärtlichkeit an ihre Brust.

Er erlag fast den Gefühlen; in seinem Innern seiner Schuld sich bewußt, wagte er nicht, die heiße Umarmung zu erwidern. Keurig bog er sich auf ihre Hände und bedeckte

sie mit Küffen. Alle Anwesenden naheten sich glückwünschend dem liebenden Paare. Nur der italienische Graf wollte von seinen Rechten sprechen, da Sophie ihm förmlich von ihrem Vater und ihrer Mutter zugesagt sei. Bei diesen Worten ließ Don Carlos die Hand seiner Geliebten fahren, nachdem er noch einen feurigen Kuß darauf gedrückt hatte, legte seine Rechte an den eben wiedererhaltenen Degen und schwor mit einer furchtbaren Miene den Untergang der Stadt Valencia, wenn irgend eine menschliche Macht es wagen wolle, ihm Sophien wieder zu entreißen. Nur von ihr hänge es noch ab, ob sie in ihrer Liebe ferner würdig glaube.

Sophie erklärte, daß sie nie einem andern Gemahl gehören würde, als ihm, und bat ihre Eltern um die Einwilligung zu dieser Heirath, oder um die Erlaubniß, sich für den ganzen übrigen Rest ihres Lebens in ein Kloster zu begeben. Die Eltern ließen ihr freie Wahl, einen Gemahl nach ihrem Willen zu wählen, und schon am nämlichen Tage bestellte der Graf Postpferde, um nach Italien zurückzukehren.

Ein Courier wurde abgefertigt, um dem Kaiser Nachricht von dieser wunderbaren Begebenheit zu überbringen. Dieser Monarch ernannte den Don Carlos, als Gemahl von Sophien, zum Vicekönige von Valencia, und sicherte ihm den Besitz aller Wohlthaten und Ehrenzeichen, welche dieses tapfere Mädchen unter dem Namen Don Fernando erworben hatte. Zu diesem Allen fügte er noch das Geschenk eines Fürstenthums hinzu, dessen sich die Nachkommen dieses glücklichen Paares noch erfreuen.

A. Deforme.

Die Muthlosigkeit in unserer Zeit.

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und auf ihn hoffet allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.“

G. Neumark.

Jüngst las ich in einer Reisebeschreibung, daß man in einigen indischen Tempeln heilige Flöhe aufbewahre. Mir kommt es vor, daß die Leute bei uns gegenwärtig ähnliche stehende Thierchen hüten, indem sie ihre düstern Ansichten über die böse Zeit gewiß nicht nachlässiger hüten, als in Indien die Flöhe gehütet werden. Der arme Bauer und der arme Handwerker sind es hauptsächlich, die an dem Gedanken, daß noch nie eine schlechtere Zeit gewesen sei und daß sie nimmer schlechter werden könne, wie angefahren sind. Die Muthlosigkeit war zwar auch groß im Jahre 1834, als ganz Deutschland die Cholera erwartete, aber so ängstlich wie jetzt pochten die Herzen doch nicht. Jeder Mensch irrt, welcher glaubt, er könne nicht noch unglücklicher werden, als er es bereits ist. Wir leben freilich in einer herben Zeit, aber ein Blick rückwärts überzeugt uns, daß unsere Vorfahren viele ungleich bößere Jahre zu überstehen hatten. In den Jahren 1675 und 1698 kam z. B. in Oberschwaben gar keine Frucht zur Zeitigung. Im Jahre 1622, da ein Sechsbäzner so viel Werth hatte, als jetzt 1 fl. 30 kr., kostete von Michaelis bis Martini das Malter Korn nicht weniger als 80 bis 100 Gulden. In den Jahren 1225, 1491, 1501, 1570, 1571 und 1612 verdarben alle Feldfrüchte. Dennoch überstanden unsere Vorfahren diese Zeiten muthiger, als wir eine viel mildere. Damals aber lebte man einfacher, man machte sich der Bedürfnisse weniger. Sonderbar ist bei dieser jetzt zunehmenden Muthlosigkeit, daß sie sogar Zeichen am Himmel zu sehen angefangen hat. So begegnete mir auf der Straße in einer der letzten Wochen des Jahres 1846 ein Holzhauer, der von seinem Tagwerke heimkehrte. Ich redete ihn an und sein zweites Wort war die Klage über schwere Zeit. Da erzählte

er unter Anderm, als er Morgens 5 Uhr in den Wald gegangen sei, habe er an dem mit Sternen besäten Himmel ganz deutlich eine Todtenbahre, umleuchtet von vielen Kerzen, erblickt, was doch nichts Gutes bedeuten könne. Was konnte ich ihm entgegen, als daß die Phantastie bei solchen Erscheinungen, die sich dem, der sie sehen will, gar oft zeigen, allzuthätig sei. Von einer ähnlichen Erscheinung, wie die erzählte, berichten uns auch — es sind jetzt gerade 200 Jahre — die alten Chroniken vom Jahre 1547. Darin lesen wir z. B., daß man am Allerheiligentage dieses Jahres in Sachsen Morgens bei Sonnenaufgang eine Todtenbahre am Himmel gesehen habe, die ganz schwarz bedeckt und durch welche ein rothes Kreuz gegangen sei; vor und nach der Bahre gingen Leute in Klagkleidern mit Posaunen und Trompeten; „man konnte sie auf dem Felde blasen hören.“ Wie kommt es denn, daß die Furcht vor dem jüngsten Tage immer zuvorderst ist, sobald man am Himmel eine außergewöhnliche Erscheinung sieht? Ein Zeichen von den ruhigen, wohlbestellten Gewissen der Menschen ist darin doch wohl nicht zu erkennen.

Was nun die Muthlosigkeit in unsern Tagen — zumal beim armen Bauern und armen Handwerker — betrifft, so hat sie bei näherer Prüfung zweierlei Ursachen: materielle und immaterielle. Weder die einen, noch die andern sind wegzustreiten. Es ist freilich traurig, wenn man statt des Geldes nur Schulden und keinen Credit hat, und man möchte fast wünschen, daß es in dieser Beziehung bei uns wäre, wie in China. Wenn dort ein Glaubiger seinen Schuldner zur Zahlung bringen will, sendet er ihm einen Kerl in's Haus, der den faumseligen Zahler so lange ununterbrochen anstarren muß, daß jener darüber in Verlegenheit oder gar in Verzweiflung geräth und bezahlt. Bei uns würde dies Niemanden in Verzweiflung bringen; bei uns ist es aber eben auch anders. — Außer dem Geldmangel ist die nächste materielle Ursache der zunehmenden Muthlosigkeit der Mangel an guter Kost. Ein gutes Mittagmahl ist der wahre Lebensnerv, es gibt Kraft und Kraft gibt Muth. Wo aber die Armuth köchin ist, wo keine Frucht im Hause, keine Milch im Stall, kein Holz im Ofen und kein Fleisch im Topf ist, da sinkt der Lebensmuth und düstere Gedanken bemeistern sich zumal des gewöhnlichen Menschen, dessen geringe Kenntnisse nicht hinreichen, sich selbst, seinem Vertrauen auf Gott und auf eigene Kraft einen Aufschwung zu geben, obwohl er im Uebrigen erträgliche Kenntnisse von seiner Handthierung, von seinem Fach oder Geschäft besitzen mag; denn was sich hierauf nicht bezieht, geht über seinen Horizont. Alles Geistige wird ihm zum Tode gleichgültig. Am liebsten spricht er vom Wetter, vom Kornmarkt, von Haushaltungs- und sonstigen ökonomischen und Geschäftssachen und von Familienangelegenheiten. Wenn es nun aber — wie es in schlimmen Tagen zu gehen pflegt — in der Familie elend aussieht, wenn das Geschäft stockt, wenn die Haushaltung mehr rückwärts als vorwärts kommt, wenn man weder Etwas zu Markt bringen, noch Etwas, weil Alles zu theuer und nirgends ein Geld ist, auf dem Markt kaufen kann, dann bemächtigt sich solcher guten Leute natürlich die Muthlosigkeit, insbesondere wenn — wie es der Fall ist — zu den erwähnten materiellen auch noch immaterielle Ursachen dieser Muthlosigkeit kommen, welche alle auf den Mangel an Selbstvertrauen, auf den Mangel an Vertrauen zu dem, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, und auf den Mangel an gegenseitigem Vertrauen hinauslaufen. Wer zur Beseitigung dieser drei Hauptmängel Etwas beizutragen im Stande ist, der wird auch zur Rückkehr eines freudigern Muthes unter den Menschen beitragen. Sollte es denn gar keinen Trost mehr geben für die ärmern Menschen? Ist denn nicht die schlimmste Jahreszeit, der mürrißche Winter bald überstanden? Kehrt nicht bald der Frühling wieder,

der den jetzt melancholischen armen Bauersmann hinausruft in die auferstehende Natur; der ihm den Pflug in die Hand gibt, der ihm sagt, daß noch der alte Gott lebt und der ihm diesen in jedem Blümchen, in jedem aufgehenden Samenform verkündet? Es ist ein alter, aber wahrer Spruch: „Dem Muthigen hilft Gott!“ Und wieder ein alter Kernspruch lautet:

„Thu' auf das Maul,
Sei nicht so faul;
Aus leerem Fäß
Wird Niemand naß.
Schenk' selbst mit ein,
Willst du vom Wein —
Du mußt kein feiger Tölpel seyn!

Muthlosigkeit ist Mangel an Selbstvertrauen. Wer die Hände im Schooß nichts als klagt und jammert und über nichts mehr sich einen Gedanken zutraut, als über seine böse Lage, wer jede Hoffnung an den Nagel hängt und der Verzweiflung sich in die Arme wirft, ein solcher nützt kaum mehr zu Etwas in der Welt und kann weder seinem Weib, noch seinen Kindern, noch sich selbst helfen; er ist sich und Andern zur Last. Wie das Gold im Feuer, so bewährt der Mensch sich in der Noth. Unsere Vorfahren bestanden muthig ungleich schlimmere Zeiten und hinterließen uns dennoch manche schöne Stiftung, manches großartige Vermächtniß, dessen Genuß an gar vielen Orten nicht wenig zur Linderung der Noth der Gegenwart beizutragen vermag. Freilich lassen sich die Ursachen unserer Klagen nicht weglängnen, aber an vielen sind doch auch unsere zu einer unsinnigen Höhe getriebenen Bedürfnisse, unser Zusammenleben voll Neid, Geiz, Mißgunst und Lieblosigkeit und unser Mangel an wahrer frommem Gottvertrauen Schuld. Diese Mängel suche man zu beseitigen und zu bekämpfen, denn sie lassen sich beseitigen, und gerade in dieser uns zustehenden Kraft ist die Quelle verborgen, die wir nur gleich einem Moses aus dem in seinen Borurtheilen erstarrten Felsen der Gegenwart hervorrufen dürfen, um damit ein ganzes Volk in der Wüste seines Glends zu erquickeln.

Miscellen.

× Das Leben gleicht einer Seereise. Das beste Schiff, die sorgfältigste Lenkung führen uns nie zum Ziele, wenn wir nicht am Himmel einen Leitstern haben, der uns zum Führer dient.

× Macht das Glück fröhlich — so macht das Unglück weise — und die Weisheit macht doch am Ende, trotz dem Unglück wieder fröhlich.

× Für gute Menschen sind Leiden ein Verhau mit Dornen, den die Liebe gemacht hat, damit ihre Lieblinge sich nicht mehr so leicht aus dem Mutterschooße verlaufen. Und wer ist so fest im Guten, daß er dieser Verzäunung hier im Laude der Verirrungen nicht mehr bedürfte.

Naritätenkästlein.

○ In einer französischen Stadt hatte ein Richter, welcher von Person gebrechlich und bucklicht war, von einem Bürger, für die Erlaubniß, Wirthschaft zu treiben, Geld erpreßt. Dieser ließ aus Rache auf sein Schild einen bucklichten Mann, mit einem Geldbeutel in der ausgestreckten Hand, malen, und daruntersetzen: au bossu qui prend (zum Bucklichten, welcher nimmt). Der Richter verklagte den Wirth, wurde aber zu einer Geldstrafe und zur Zurückerstattung des genommenen Geschenks verurtheilt, und dem Bürger wurde

aufgegeben, sein Schild abzuändern. Der Wirth ließ nun das p austreichen, so daß es hieß: au bossu qui rend (zum Bucklichten, welcher wiedergiebt). Der Richter klagte auf's Neue, wurde aber nicht weiter gehört.

○ Staatspapiere leiden an der Fallsucht, Aktien am Schwindel. — Große Silbermünzen bekommen das gelbe Fieber und Silbergrößen die rothe Ruhr. — Viele Journale und Zeitungen leiden an der Schlaffucht und an Beklemmungen, die bessern davon an der Maulsperrre. Die kraft- und saftlosen sterben an der Auszehrung, die kräftigen und vollblütigen am Schlagflusse.

○ Einer der besten Henker in Alt-England, den der Spleen befallen, erkannte sich selbst. „Kein Selbstmord!“ rief ein Leichenbeschauer, „der Mann ist in seinem Berufe gestorben.“

○ Als ein Landwehrmann, von einer Uebung zurückkehrend, vor einem vorübergehenden Offizier das Gewehr auszu ziehen vergaß, redete ihn dieser mit den Worten an: „Wissen Sie nicht, was Sie zu thun haben, wenn Sie einem Offizier begegnen?“ — „Ja, ich ziehe mein Gewehr an,“ entgegnete der Bürgersoldat! — „Nun warum haben Sie dies nicht gethan?“ — „Das ist nicht mein Gewehr, sondern es gehört meinem Nebenmann, dem ich es bloß zu Hause trage,“ war die lakonische Antwort.

○ Die von mehreren Lehrern Berlins als Monatschrift herausgegebenen Berliner „Jahrbücher für Erziehung und Unterricht“, sind in ihrem neuesten Januarheft wieder sehr reich an interessantem Inhalt, der dem gebildeten Publikum, besonders aber der Lehrwelt, nicht nur ein reiches Material zur Belehrung, sondern auch zur vielseitigen Unterhaltung darbietet. Wir erlauben uns, folgende scherzhafte grammatische Bestimmungen daraus mitzutheilen: Runzeln ist ein Zeitwort, Strumpfband ein Bindewort, Dame ein Hauptwort, Ohrfeige ein Empfindungswort, Liebe und Mädchen sind Geschlechtswörter, Verstand ist ein Nebenwort, Michaelis und Jacobi sind Zahlwörter, Geld ist Mittelwort, Präsent ein Vorwort, Esel ein Beinwort, Dummköpfe ein Eigennamen, Stehlen ein zueignendes Fürwort, Betteln ein Sammelname, Knute ein Schlagwort, Mademoiselle ein Gattungsname, Geheimet Epion ein aneignendes Wort, Hebamme ein Hülfswort, Jungfrau ein einfaches Hauptwort, Jungfrau ein zusammengesetztes Hauptwort.

○ Als einst am Geburtstag des Königs Hieronymus Napoleon Abends die Residenz erleuchtet werden mußte, hatte ein Bäcker die transparente Devise über seiner Hausthür:

Z W A N G.

Er wurde sogleich arretirt und befragt, was das bedeuten sollte? Ohne sich lange zu besinnen, sagte der Schlaufkopf: „Ich ehre meinen König und will damit sagen:

Zur Weihe An Napoleon's Geburtstag.“ Man konnte daraus ihm kein Vergehen machen und ließ ihn frei gehen.

○ Beim Katechisiren fragte ein Landprediger einen Bauernknaben: „Wie viel Götter giebt es?“ „Hundert,“ — war die Antwort. „Junge,“ sagte der Prediger, „wie kannst du so dumm antworten?“ — „Herr Pfarrer,“ entgegnete der Knabe, „wie kann er so dumm fragen.“

Charade.

Damit das Zweite im Ersten stets sei,
Frage zum Ganzen dein Möglichstes bei. M. 54.

Auflösung der Charade in No. 13:
B r a u t f r a n z.